

## **Balogh, András F. (Hg.): Ungarnbilder im 17. Jahrhundert. Budapest: ELTE Eötvös József Collegium, 2013. 323 S.**

Der von András F. Balogh herausgegebene, in Verbindung mit Orsolya Lénárt und Barbara Kinga Hajdú edierte Band gilt als Meilenstein in der imagologischen Forschung über das Ungarnbild in der neuzeitlichen deutschsprachigen Literatur.

Das Buch enthält kritische Editionen von vier Texten des 17. Jahrhunderts, die unter nationalcharakterologischem Aspekt relevant sind. Die Texteditionen entstanden im Forschungsseminar des Eötvös-Collegiums in Budapest. Transkriptionen und Korrekturen wurden von Zsuzsanna Vogel, Edina Gömbi, Barbara Szilágyi, Csaba Marsai und Zsófia Bella angefertigt, am Korrekturlesen nahmen Stephanie Lotzow und Falko von Scheleha teil. Zur Grundlage für die Editionen wurden Materialien aus der Forschungsbibliothek Gotha, aus der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt und aus dem Digitalisierungszentrum der Bayerischen Staatsbibliothek München in Anspruch genommen.

Den einzelnen Texteditionen werden einführende Studien mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hinzugefügt, die die Funktion haben, eine neue Perspektive auf die Texte zu eröffnen. Diese Beiträge stellen das Œuvre des Verfassers des Originaltextes und das im Text veranschaulichte Ungarnbild in den Fokus. Das Buch ist mit einem Bilderanhang versehen (S. 317-323). Der Band setzt sich das Ziel, das Ungarnbild der Epoche zu kennzeichnen.

Die längste kritische Textausgabe des Bandes ist die des Epos von Jacob Vogel betitelt „Vngrische Schlacht“<sup>1</sup> (1626). Das Werk wurde vollständig im ganzen Wortlaut herausgegeben. Das bei der Veröffentlichung des Textes verfolgte Prinzip war, die Originalfassung und deren Erscheinungsbild originalgetreu wiederzugeben, jedoch wurde der Text leicht modernisiert, die Schriftweise wurde nämlich vereinheitlicht. Offensichtliche Druckfehler und orthografische Inkonsequenzen wurden einer Korrektur unterzogen. Außer dem Volltext des Vogelschen Epos beinhaltet der Band Auszüge aus folgenden Werken: „Neue Beschreibung des Königreichs Vngarn“<sup>2</sup> (1664) von Martin Zeiller, „Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung“<sup>3</sup> (1664) von Salomon Schweigger und

1 Vogel, Jacob: Vngrische Schlacht. [...] Gedruckt zu Jehna / bey Johann Weidners Witben / in Verlegung Des Authoris vnd bey Vermeidung einer scharffen Satyra nicht nachzudrucken. Im Jahr nach Christi Geburt 1626.

2 Zeiller, Martin: Neue Beschreibung des Königreichs Vngarn [...] herausgegeben und verleget von JOHANN BEZA. Leipzig / Zu finden in Christian Kirchners Buchladen. Gedruckt bey Johann Erich Hahnen / 1664.

3 Schweigger, Salomon: Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung [...]. Gedruckt zu Nürnberg / bey Wolf Eberhard Felßecker / In Verlegung Johann Kramers. M. DC. LXIV.

„Thesaurus Exoticorum“<sup>4</sup> (1688) von Eberhard Werner Happel. Das Schriftbild dieser Texte wurde nicht rekonstruiert. Nach András F. Balogh stehen die Originaltexte in komplementärer Beziehung zueinander, sie ergänzen einander, die Auszüge bieten ein Gegenbild zum Epos: Während das Epos die Merseburger Schlacht (933) fiktiv darstellt, weisen die halbfiktionale Auszüge Dokumentarismus auf, indem sie den Horizont der zeitgenössischen Leser schildern.<sup>5</sup>

Der Studie von András F. Balogh über das Epos „Vngrische Schlacht“ von Jacob Vogel (S. 9-18) kann eine besondere Wichtigkeit beigemessen werden. Jacob Vogel und sein Epos sind nämlich trotz der ungarischen Bezüge in Ungarn einem kleinen Kreis bekannt. Neben der Abhandlung von András Vizkelety<sup>6</sup> (2007) zählt der Beitrag von András F. Balogh zur zweiten Säule der ungarischen Fachliteratur über Jacob Vogel und sein Epos. In der Abhand-

lung wird zuerst der Stellenwert des Epos in der Reihe der Ungarndarstellungen unterstrichen. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt in der detaillierten Erörterung der im Epos angewandten Völkerbeschreibungsmethoden mittels Auto- und Heteroimages, Fremd- und Feindbildern bzw. den dem deutschen Nationalbewusstsein dienenden mittelalterlichen Stereotypen. Es wird dann kurz der Lebenslauf des Dichters behandelt. Später wird die Themenwahl rekonstruiert. Im Aufsatz wird darüber hinaus auf die Quellen, den zeitlichen Rahmen, den Sprachgebrauch, den sprachlichen Aufbau und die Vorgehensweise der Textedition des Epos eingegangen. Der Studie folgt der Volltext des Epos (S. 19-167).

Der einführende Aufsatz von Barbara Kinga Hajdú (S. 168-173) positioniert die Reiseliteratur innerhalb der Textquellen, die ein Ungarnbild enthalten. Es werden die wichtigsten Textsorten der Reiseliteratur aufgezählt. Bei der Begründung der Auswahl der Textauszüge aus dem Baedeker „Neue Beschreibung des Königreichs Vngarn“ von Martin Zeiller und aus dem Werk „Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung“ von Salomon Schweigger wird hervorgehoben, dass sie formal, inhaltlich und stilistisch sehr unterschiedlich resp. geographisch auf die Stadt Ofen begrenzt sind. Im ersten Teil der Studie werden der Lebenslauf und die zeitgenössische Bewertung des Œuvres von Martin Zeiller dargestellt. Es werden auch die Quellen des Werkes, die Quellenarbeit

4 Happel, Eberhard Werner: *Thesaurus Exoticorum* [...]. Hamburg: Thomas von Wiering 1688.

5 Balogh, András F. (Hg.) (2013): *Ungarnbilder im 17. Jahrhundert*. Budapest: ELTE Eötvös Collegium. S. 7, 18.

6 Vizkelety, András (2007): *Azok a kutya magyarok ...: Német barokk eposz a merseburgi csatáról*. [Diese hundsartigen Ungarn ...: Ein deutsches Barockepos über die Merseburger Schlacht]. In: Vizkelety, András (2011): *Ad fontes. Válogatott tanulmányok – Ausgewählte Schriften. Ünnepi kötet Vizkelety András 80. születésnapjára*. Festgabe für András Vizkelety zum 80. Geburtstag. Herausgegeben von Berzeviczy Klára, Jónásik László, Lökös Péter und Sarbak Gábor. Budapest: Szent István Társulat. S. 325-330.

des Verfassers und die Textstruktur des Baedekers behandelt. Im zweiten Teil des Beitrags wird zuerst der Lebenslauf von Salomon Schweigger dargestellt. Später werden der inhaltliche und formale Aufbau, die Texteditionen, der Stil und die zeitgenössische Bewertung des Reiseberichtes erörtert. Der einleitenden Abhandlung folgen Kapitel aus Martin Zeillers „Neue Beschreibung des Königreichs Vngarn“ (S. 174-185) und Salomon Schweiggers „Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung“ (S. 187-203).

Die Studie von Orsolya Lénárt über das Werk „Thesaurus Exoticorum“ von Eberhard Werner Happel (S. 204-220) fängt mit der Bewertung des Œuvres an. Danach wird die Bedeutung des „Thesaurus“ unter dem Gesichtspunkt der Ungarnbeschreibungen unterstrichen. Später wird das Werk innerhalb der Happelschen Kosmographien positioniert bzw. die Schaffensmethode des Verfassers behandelt. Das Hauptgewicht des Beitrags liegt in der Untersuchung der Bestandteile des Ungarnbildes im Werk „Thesaurus Exoticorum“. Es werden in Bezug auf die Ungarnbilder die drei Beschreibungsschemata aufgezählt, die in den im Band publizierten Textstellen vorkommen: fertilitas-Topos, propugnaculum-Topos und völkercharakterologische Topoi. In den nächsten Abschnitten werden die Elemente dieser Topoi facettenreich erörtert. Zum fertilitas Pannoniae-Topos (fruchtbares Ungarn) gehören Produkte des ungarischen Weinbaus, Ge-

birge, Felder (Weiden, Wiesen, Wälder), Nahrungsmittel (Fleisch, Fisch, Obst- und Gemüsesorten), Gewässer (Heilwasser, Bäder, Brunnen), Metalle, Edelsteine und Mineralien, Bergwerke, Kupfer und Gold. Zum propugnaculum Christianitatis-Topos (Ungarn als Bollwerk des Christentums) zählen Personen-, Festungen- und Städtebeschreibungen. Unter den völkercharakterologischen Topoi findet man u.a. das Verräter-Bild, militärische Tugenden, die Brutalität ungarischer Soldaten, Kultur, Sprache, Äußeres, Pferd und Gewehrsarsenal. Als Zusammenfassung wird die Kosmographie als eine bedeutende Quelle der Ungarnbilder bewertet. Die edierten Auszüge sind in zwei Teile aufgeteilt: „Kurtzbündige Beschreibung des Königreichs Ungarn“ (S. 221-243) und „Städtebeschreibungen“ (S. 244-316). Zur „Kurtzbündigen Beschreibung des Königreichs Ungarn“ gehören Fruchtbarkeit, Bergwerke, Gold, Kobald, Einwohner von Ungarn, Stände, Wappen und Titel, Einkommen, Macht und Religion. Unter den „Städtebeschreibungen“ sind Neustadt, Preßburg, Altenburg, Oedenburg, Guntz, Petrinia, Leopold-Stadt, Comorra, Raab, Sarwar, Canischa, Serin-War, Copranitz, Zagrabia, Sisek, Wihitsch, Jaiza, Zeng, Neutra, Neuhäusel, Gran, Baracan, Dotis, St. Martinsberg, Papa, Palotta, Vesprin, Stuhlweissenburg, Vivoritza, Novigrad, Vicegrad, Waitzen, Pest, Ofen, Zigegeth, Sarvos, Kaesmark, Caschau, Filleck, Erla, Sixo, Hatwan, Fünfkirchen, Esseck, Ungwar, Munckatsch, Tokay,

Calo, Debritz, Zolnock, St. Niclas, Segegin, Sabaz, Belgrad, Zara, Sebenico, Spalatro, Zatmar, Zeckelheid, Großwardein, Gyula, Janeo, Temeschwar, Weissenburg, Samos-Viwar, Clausenburg, Hermanstadt, Tergovist, Silistria, Sophia, Caminiec, Soczowa, Jas, Philippopolis, Adrianopel, Bialogrod, Varna und Constantinopel zu finden.

Der Band kann mit seinen kritischen Texteditionen als bahnbrechend auf dem Gebiet der imagologischen Forschung über das Ungarnbild in den Texten des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden. Das Buch hat sein Ziel völlig erreicht. Der Band ist sowohl den interessierten Studenten als auch dem gelehrten Publikum zu empfehlen.

*Hajnalka Forgács (Budapest)*

**Márta Fata (Hg., unter Mitarbeit v. Katharina Drobac):  
Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung im 18. Jahrhundert in der Identitätsbildung der Donauschwaben. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2013  
(= Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische  
Geschichte und Landeskunde Bd. 16). 233 S.**

Der vorliegende Band der Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde geht aus einer 2008 stattgefundenen Tagung hervor und erläutert die Geschichte der Donauschwaben in einem methodischen Rahmen, der sich nach wie vor ungebrochener Aktualität erfreut und gerade bezüglich des anvisierten Themenhorizonts mit zahlreichen Konsequenzen aufwartet. Die zwölf Beiträge beschäftigen sich mit der Siedlungsgeschichte der Donauschwaben (allen voran mit den Gebieten Batschka, dem Banat und der Schwäbischen Türkei bzw. auf das 18. Jahrhundert) als Gegenstand kollektiver Erinnerung, und greifen hierzu auf Theorien des kultu-

rellen Gedächtnisses bzw. der Gedächtnisorte ebenso zurück wie generell auf Konzepte der kulturellen Identität. Dass sich dieser Zugriff lohnt, erweisen die Beiträge bereits bei der Bündelung von spezifischen Merkmalen der Geschichte der Donauschwaben. Denn es zeigt sich erstens, dass die donauschwäbische Geschichte zwischen Zeitenverläufen unspektakulären bäuerlichen Daseins und markanten historischen Zäsuren wie Ansiedlung und Vertreibung ‚ausgespannt‘ ist, mit der Folge, dass man bei Entstehung des modernen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert notgedrungen und stellvertretend nur auf letztere zurückgreifen konnte: die positiv wie negativ besetzten his-

torischen Traumata der Ein- und Auswanderung. Ein Phänomen, das im Band als historisch spät zu verankernde mythische Ausgestaltung des Anfangs (bzw. des tragischen Endes) beschrieben wird. Zweitens erweist sich, dass das historische Narrativ donauschwäbischer Identität immer schon mit einer extremen Knappheit historischer Quellen, gar einem kompletten Mangel an gut verbürgter Überlieferung auskommen musste, in dessen Konsequenz hier Mechanismen und Strategien der modernen *imagined community* besonders deutlich werden und als solche Aufmerksamkeit verdienen. Das Problem mangelhafter Überlieferung betrifft übrigens nicht nur die Ansiedlungsgeschichte im 18. Jahrhundert, sondern auch und besonders die Geschichte der Vertreibung im 20. Jahrhundert, die durch politisch erzwungenes bzw. persönlich-traumatisches Verdrängen des Vergangenen gekennzeichnet war. Dabei zeigt sich, dass das die kollektive Phantasie beeinflussende Fehlen von Fakten besondere Methoden der Erforschung minderheitlicher Vorstellungsbildung nahelegt: Sie macht Annäherungen an die *Oral History*, das *Generations-Gedächtnis* von Zeitzeugen (soweit dies überhaupt möglich ist) notwendig. Eine Aufgabe, die zwar nicht das zentrale Thema des Bandes darstellt, durch dessen Analysen der historischen Spezifika donauschwäbischer Bewusstseinsbildung dennoch methodisch untermauert wird. In den historischen Rückblenden der Beiträge wird drittens auch klar,

dass die Herausbildung eines das Lokale überbietenden Gemeinschaftsgefühls bei den Donauschwaben mehr ein von außen herangetragenem Zwang als ein inneres Bedürfnis war, dessen Notwendigkeit sich erst während des *nation building*s des 19. Jahrhunderts (als Antwort auf die zunehmende Magyarisierung seit 1867) und mit der Entstehung der neuen Nationalstaaten (nach 1920) einstellte, auf deren Gebieten seit der Zwischenkriegszeit auch die deutschstämmigen Minderheiten zu leben und sich zu behaupten hatten.

Die genannten Aspekte (des Unspektakulären, des Mangelhaften und des Äußerlichen) werden in der im Band vertretenen methodischen Perspektive berücksichtigt, indem das Augenmerk nicht erst auf die Geschichte, sondern auf deren Erfahrbarkeit und vor allem deren Medien gerichtet wird. Je weniger ein Geschichtsabschnitt zugänglich und rekonstruierbar ist, desto deutlicher sind die Mittel, die die historische Fremd- und Selbsterkenntnis bestimmen, und dies wird im Band im Hinblick auf den Selbstbezug einer modernen Schicksalsgemeinschaft – auf die Erschaffung donauschwäbischer Identität – ausgeführt. Bereits die den historischen Grundlagen gewidmeten Beiträge (von János Barta und Márta Fata) heben diesen Sachverhalt hervor, indem sie neben den amtlichen Quellen der Ansiedlung die Zeitgenossenkommentare, allen voran die Selbstzeugnisse der Kolonisten aus dem 18. Jahrhundert, heranziehen. In der Ansiedlungsphase zeichnet sich dabei al-

lerdings ein Bewusstsein ab, das pragmatisch-lebensstrategisch ausgerichtet ist (als solches mit Topoi der Arbeit und des Fleißes operiert) und den späteren Lokalpatriotismus der Donauschwaben begründet. Dieser – relativ ideologiefreie – Ausgangspunkt wird während der Geschichte der donauschwäbischen Identitätsbildung ebenso beibehalten, wie – unter dem Druck der Zeiten – ideologisch überformt. Auch wird er ergänzt und modifiziert, wie mehrere Beiträge des Bandes nachdrücklich bezeugen, durchs Bewusstsein dessen, dass die donauschwäbische Identität mehrfachkodiert ist und nie die durchs politisch-kulturelle Umfeld erwünschte (erzwungene oder eben verbotene) Einheit des Nationalen behaupten kann.

So verdankt sich die Entstehung von Stefan Jägers Bildtriptychon „Die Einwanderung der Schwaben in das Banat“ (1910), wie der Beitrag von Christian Glass zeigt, durchaus dem Wunsch nach historischer Selbstprofilierung und verarbeitet dennoch ein Sujet, das den Heroismus des Anfangs nur bedingt zum Tragen kommen lässt und statt dessen das historische *double bind* donauschwäbischen Heimatgefühls verdeutlicht. Die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte des Gemäldes illustriert darüber hinaus die Zirkulation von Bewusstseinsinhalten und objektiv gemachten Sachverhalten: Sie zeigt, wie die im künstlerischen Artefakt visualisierten Vorstellungen (konkrete Wünsche der Auftraggeber, die ihrerseits auf erworbenen Wunschvorstellungen beruhen) spätere Model-

lierungen prägen und als Material des Eigenen weitergestaltet werden. In medienhistorischer Hinsicht wird dies durch das Nachleben des Bildes als Druck, Buchillustration oder gar als bei Feierlichkeiten präsentierte lebendes Bild bekräftigt: Es zeigt die kontextuelle und mediale Flexibilität jener Inhalte an, die durch Jäger ins Bild gesetzt und als Topos stabilisiert wurden. Einen noch größeren Reichtum identitätsstiftender und -relativierender Momente findet man in Stefan Kircz' Volksschauspiel „Die Einwanderer von Tevel“ (1922), in dem sich, wie Katharina Drobac ausführt, die Politik des Eigenen (wie z.B. der historische Dokumentarismus und die Sprachreflexion des Stücks) mit Gesten politisch-kultureller Selbst-Kontextualisierung (Bekanntnissen zum historischen Land Ungarn) verbunden werden. Drobac legt den im Stück vertretenen Kulturbegriff der Kolonisten als eine „Kultur der Akkulturation“ (S. 114) aus, und stellt Kircz' „Gratwanderung zwischen dem Eigenen und Fremden“ (ebd.) der nationalistischen Haltung von Karl von Möllers zeitlich benachbartem Stück „Schwaben“ (1922) gegenüber. Wobei schon der Nachweis zweier zeitgleicher Stücke von differenter Tendenz die These von der Plastizität und der Mehrfachkodierung donauschwäbischer Identität unterstreicht.

Der Theatralität, der bewusstseinschaffenden Inszenierung gemeinsamer Erinnerung ist auch Ingomar Senz' Analyse der 175-Jahr-Feier der Gemeinde Filipowa (1938) gewidmet. Die Ver-

anstellung bietet ein gutes Beispiel für die gegenseitige Beeinflussung von Politik und Kultur und zeigt darüber hinaus (im Streit um das Kolonisten-denkmal) auch den konfliktbeladenen Kern jeder politischen Initiative, gar erst einer mehrfachkodierten Identität an. Politik: Der Kampf für die eigene bzw. gegen die fremde Identität wird auch in den Beiträgen von Ferenc Eiler und Ágnes Klein zum Geschichtsbild von Donauschwaben behandelt. Während Eiler Jakob Bleyers Bemühungen beschreibt, durch Anregung von Heimatforschung und Gründung eines historischen Organs (der „Deutsch-Ungarischen Heimatsblätter“, 1929) Geschichte und gar erst die Spezialgeschichte der Donauschwaben auf sichere Grundlage zu stellen, berichtet Klein in einer Übersicht über die Grundschul- und Geschichtslehrbücher der Zwischen- und Nachkriegszeit darüber, wie die nationalstaatliche Identitätspolitik Geschichte zu verdrängen vermag. Ein Problem, dem sich Bleyer auch als aktiver politischer Vertreter der deutschstämmigen Minderheiten und gar erst als Gegner nationalistischer Radikalisierung von Nation und Nationalität (als Programmgeber der „Deutschungarn“, S. 91) ausgesetzt sah. Als besonderes und auch durch die Heimatforschung vorangetriebenes Medium der Identitätsschaffung beschreibt Katalin Orosz-Takács die Heimatbücher ungarndeutscher Minderheiten. Das Besondere von Heimatbüchern ist die Spannung, die sich zwischen dem physischen Ort (dem verlassenen Hei-

matdorf) und der Erinnerung an ihn (als imaginiertem Raum) aufzut: Denn das Bild, das Heimatbücher zu zeichnen versuchen, ist nur bedingt ‚echt‘, und zeigt vielmehr das, „wie sie [die ehemaligen bewohner des Ortes] sich selbst sehen und wie sie gesehen werden wollen“ (S. 142). Dennoch sind Heimatbücher auch Dokumente, in denen der Wechsel vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis stattfindet und eine Kultur sich letztendlich verschriftlicht (bzw. verbildlicht).

Mit weiteren Medien der Erinnerungskultur der Zwischen- und Nachkriegszeit (bis zur Gegenwart) setzen sich die Monumenten und Gedächtnisorten gewidmeten Beiträge des Bandes auseinander. Josef Schwings sprach-historisch-etymologischer Beitrag analysiert Ortsnamen als Monumente donaschwäbischer Vergangenheit und zeigt Beispiele des in Namensgebungen stattgefundenen kulturellen Austauschs. János Krähling demonstriert am evangelisch-lutherischen Kirchenbau des Komitats Tolnau, wie sich die Mehrfachidentität deutschstämmiger Kolonisten in allen Lebensbereichen artikuliert: Denn in Kirchenbauten ist es vielfach zur Amalgamierung national-konfessioneller Kodierungen und landeseigener architektonischer Traditionen gekommen. Schließlich führen Márta Fata und Klaus J. Loderer zahlreiche Beispiele von Gedenkstätten auf ehemaligen Siedlungsgebieten bzw. in Deutschland vor. Dabei eröffnet sich ein ganzer Komplex von gestalterischen Aspekten von Gedächtnisori-

ten: Die Bilder und Topoi der Erinnerung werden in den Gedenkstätten dem orts- und zeitspezifischen Bedingungsrahmen eingepropft und ergeben im Vergleich eine spezifische kulturelle Taxonomie von Ahnen- und Ansiedlungsdenkmälern. Einmal mehr zeigt sich an ihrem Beispiel eine der spannendsten Beobachtungen des Bandes:

diejenige, dass sich die donauschwäbische Identitätsbildung nach wie vor aus der Symbolik des sinnträchtigen kulturellen Ortswechsels und der Krux des historischen Umschlags von Glück und Unglück, Anfang und Ende herleitet.

*Endre Hárs (Szeged)*

**Haberland, Detlef; Géza Horváth (Hg.), unter Mitwirkung von Tünde Katona und Judit Szabó: Hermann Hesse und die Moderne: Diskurse zwischen Ästhetik, Ethik und Politik. Wien: Praesens, 2013. 360 S.**

Der Band dokumentiert eine internationale Tagung, die aus Anlass des fünfzigsten Todestages des Dichters Hermann Hesse vom 2. bis zum 5. Mai 2012 am Germanistischen Institut an der Universität Szeged stattgefunden hat. Da das Buch nicht nur die Beiträge der Vortragenden dieses Symposions enthält, sondern auch die Rede zur Eröffnung der begleitenden Ausstellung des einen Herausgebers und das Grußwort zum Abendkonzert des anderen sowie auch das Konzertprogramm inklusive der Texte von Richard Strauss' dort von Mária Temesi und Péter Oberfrank gegebenen Vier letzten Liedern, kann man wohl mit vollem Recht von einer umfassenden Dokumentation sprechen. Ein Personenregister hebt den Band in Bezug auf Leserfreundlichkeit aus der Masse der Konferenzpublikationen her-

aus. Bei so viel Sorgfalt ist es schade, dass einige auch an exponierten Stellen auftretende Flexions- (zum Beispiel im Einleitungstext des Registers, S. 354) und Kongruenzfehler (zum Beispiel im Vorwort, S. 7) nicht entdeckt und korrigiert worden sind. Im Vorwort hätte man auch kurz vermerken können, worin die auf dem Titelblatt erwähnte Mitwirkung von Tünde Katona und Judit Szabó bestand. Aber Schluss nun mit der Beckmesserei! Dass Ralph Freedmans Beitrag im Band an erster Stelle steht, ist thematisch gesehen wohl kein Zufall. Nicht nur, weil sich der Autor mit dem jungen Hesse beschäftigt, sondern vor allem, weil er ihn am Beispiel von Demian als einen Pionier der Innerlichkeit darstellt, einer aus der Katastrophe des Ersten Weltkriegs geborenen Wendung zum und Apotheose des Inneren. Über

die am Schluss des Aufsatzes postulierte anthropologische Konstanz des „Innenleben[s] der äußeren wie auch der menschlichen Natur“ (S. 17) ließe sich freilich trefflich streiten.

Dorothea Böhme geht den Spuren der Psychoanalyse in Hesses Erzählung *Klein und Wagner* nach und analysiert seine Umdeutung von Nietzsches Gedanken zum Kampf zwischen dem Apollinischen und dem Dionysischen. Der Protagonist der Erzählung macht in dieser Interpretation einen Prozess des Erwachens zur Erkenntnis durch, indem er auf sein Unbewusstes zu hören lernt. Zugleich aber ist dieser Prozess auch einer der Verführung des Apollinikers durch Dionysos, der nur mit dem Tod enden kann.

Herausgeber Géza Horváth versucht einerseits mit Hilfe einer textimmanenten Analyse *Das Glasperlenspiel* als eine in sich geschlossene und fantastische textuelle Welt und andererseits auch als „Gipfel“ (S. 32) von Hesses Lebenswerk zu lesen. Diese doppelte Lektüre zielt freilich nicht auf ein ästhetisches Werturteil, sondern auf das Auffinden von Motiven und Strukturen, die dieses Lebenswerk durchziehen. In sublimierter Form finden sich so Figuren wie Klingsor, Haller und Siddhartha im Protagonisten des *Glasperlenspiels* wieder.

Veronica Buciuman versucht zunächst aus Hesses Bemerkungen zum Lesen in seinen Essays eine Typologie des Lesers herauszuarbeiten. Ausgehend von der These des „pädagogische[n] Impetus des Schriftstellers“ (S. 51) un-

tersuchte sie dann die Rolle dieser Lesertypen für die Konstruktion der Hesseschen Romanfiguren. Überlegungen zum Erwartungshorizont der Figuren führen sie zur Schlussfolgerung, dass Hesse „bis zu einem gewissen Grad die Rezeptionsästhetik“ (S. 62) vorweggenommen habe. Diese von Buciuman nur angedeutete These wäre durchaus einer eigenen Untersuchung wert.

Einer der ambitioniertesten Beiträge ist der von Volker Wehdeking. Er widmet sich zwar mit dem Motiv des Künstler-Außenseiters einem Thema, das man mit den Herausgebern in die Kategorie „zerlesen“ (S. 8) einordnen könnte, doch hat sein Ansatz durchaus eine innovative Komponente. Wie schon Dorothea Böhme geht auch er von Hesses Erfahrungen mit und Rezeption der Psychoanalyse und der daraus folgenden Umdeutung Nietzsches aus. Dabei konzentriert er sich auf *Knulp* und *Narziß und Goldmund*, die er als neuromantische Antworten liest, die sich antizyklisch zu den literarischen Strömungen der Zeit verhalten. Es gelingt ihm dabei Impulse zu setzen, die zu einem Weiterdenken von Hesses literatur- und kulturgeschichtlicher Positionierung im Verhältnis zum Koordinatensystem der Moderne anregen.

Hesse als Leser und Kritiker der Romantik ist dann Thema des Beitrags von Magdolna Orosz, die die Frage stellt, ob Hesse ein „romantischer Romantik-Kritiker“ (S. 98) gewesen sei. Nach einer Skizze der Romantik-Rezeption um 1900 stellt sie jeweils kurz Hesses *Novalis-*, *Hoffmann-* und *Eichendorff-*Lek-

türen vor und arbeitet die Rolle von Hesses Kritiken im Prozess der Herausbildung seiner eigenen Ästhetik um die Jahrhundertwende heraus.

Die Mediävistin Tünde Katona untersucht in ihrem Beitrag Hesses Vorworte zu seinen Ausgaben mittelalterlicher Texte und seine Rezensionen von Literatur über das Mittelalter zwischen 1911 und 1925 und verweist dabei vor allem auf die Zäsur, die der Erste Weltkrieg sowohl in Hinblick auf die publizistische Tätigkeit als auch die Mittelalterauffassung Hesses bedeutete.

Der Böll-Herausgeber Árpád Bernáth vergleicht je einen essayistischen Text Hesses und Heinrich Bölls über Franz von Assisi. Er stellt dabei zwar die unvermeidliche Frage, ob Böll den früher erschienen Text Hesses wohl gekannt habe, aber nicht um die Beantwortung solcher biographischer Fragen geht es ihm primär, sondern um die Rolle der Konzeption – oder wie Bernáth selbst formuliert: des „Archetypus“ – „Franz von Assisi“ (S. 116) im Werk der beiden Autoren. Der Schwerpunkt liegt dabei deutlich auf Heinrich Böll.

Als einer von zwei Beiträgen des Bandes widmet sich der von Sabine Gruber der Lyrik von Hermann Hesse, wenn sie sich dem dort oft anzutreffenden Gebetsgestus zuwendet. Sie weist auf die Multikonfessionalität der religiösen Bezüge selbst noch in den Marienliedern und die damit verbundene Verfremdung des scheinbar Vertrauten hin und arbeitet die verschiedenen Formen der Hinwendung eines lyrischen Ich zu einem lyrischen Du heraus, welche der

Gebetsgestus ermöglicht, bis hin zum Aufgehen des Ich im Du und damit dem „Aufheben der literarischen Kommunikationssituation“ (S. 129).

László V. Szabó wirft einen eingehenderen Blick auf die Schopenhauer-Rezeption Hesses, die er vor allem an *Tedium vitae*, Klein und Wagner und Siddhartha untersucht. Dabei kann er zeigen, dass Hesse in Schopenhauers Philosophie in erster Linie eine Vermittlungsmöglichkeit zwischen Okzident und Orient erblickte. Neben den offensichtlichen Übereinstimmungen legt Szabó besonderen Wert auf die Abweichungen Hesses von Schopenhauer, um ihn als einen eigenständigen Vermittler zwischen westlicher und östlicher Philosophie vorzustellen.

Der funktionalistischen Religionsauffassung Durkheims stellt Carina Gröner die Religionssoziologie Thomas Luckmanns gegenüber. Hesses Siddhartha liest sie als „Dekonstruktion des Buddhismus als alternative Institutionsform“ (S. 152) im Sinne Durkheims und Betonung des individuellen Charakters religiöser Erfahrung. Vermittelbar sei diese individuelle Erfahrung nur als ästhetische Erfahrung. Warum „damit [aber] der Text [...] ausschließlich auf sich selbst“ (S. 160) verweise, bleibt dem Rezensenten unklar.

Einer der hervorragendsten Beiträge des Bandes ist der von Helga Esselborn-Krumbiegel, der sich Hermann Hesse im kulturellen Gedächtnis in Amerika, Japan und im deutschsprachigen Raum widmet. Sie arbeitet eine doppelte Einschreibung Hesses in die

ses Gedächtnis heraus, einerseits „als Signatur des Zeitgeistes“ (S. 164) – Beat Generation, Counter Culture in Amerika, Widerstand gegen die Zwänge der Gesellschaft in Japan, LSD und ‚68‘ in Deutschland – und andererseits als Bildungsgut des Bildungsbürgertums. An drei Beispielen wiederum aus den drei kulturellen Räumen weist sie außerdem nach, dass die intertextuelle Bezugnahme vereinzelt auch von diesem Schema abweichen und Hesse damit in neue Kontexte stellen kann.

Arno Gimber gibt Einblick in die spanische Hesse-Rezeption, die erst spät begann und schnell vom Sieg des Franquismus unterbrochen wurde. Nach Versuchen der Eingliederung in das franquistische Wertesystem, die Gimber mit Recht als „Missbrauch“ (S. 193) von Hesses Kunst bezeichnet, wird er zum vielgelesenen Autor in der Demokratie, wo insbesondere seine religiösen Ideen auf Anklage stoßen, da sie keine radikale Abkehr vom Christentum verlangten, zugleich aber institutionalisierte Religion ablehnten.

Anita Czeglédy liefert einen Beitrag zur Biographie Hesses; in erster Linie aber zu der des ungarischen Religions- und Altertumswissenschaftlers Karl Kerényi, der vor den Nazis in die Schweiz flüchtete, wenn sie den Briefwechsel der beiden unter Einbeziehung auch von Briefen der Ehefrauen vorstellt.

Dem Beitrag von Uli Rothfuss mit dem etwas diffusen Untertitel „Schriftsteller und Hermann Hesse“ (S. 209) hätte wohl etwas mehr Systematik der Fragestellung gutgetan. Er wirft Schlag-

lichter auf die Hesse-Rezeption, leidet aber auch unter wenig aussagekräftigen Sätzen wie: „Hermann Hesse stellt in allen seinen Werken den Menschen in den Mittelpunkt.“ (S. 220)

Motivische und persönliche Beziehungen zwischen Hesse und Thomas Mann untersucht Miklós Györfly und spannt dabei den Bogen von den Buddenbrooks bis zu Doktor Faustus bzw. von Klein und Wagner bis zum Glasperlenspiel. Viel Neues kommt dabei nicht zutage.

Der zweite Beitrag, der sich mit Hesses Lyrik auseinandersetzt, stammt vom Rilke-Spezialisten Zoltán Szendi. In textnahen Analysen lotet er an mehreren paradigmatischen Beispielen das Unzeitgemäße dieser Gedichte zur Jahrhundertwende aus und trägt somit zur Verortung Hesses in der Moderne bei.

Die Beziehungen zwischen Rilke, Hesse und den „amerikanischen Reformer[n]“ (S. 250), wie er die Transzendentalisten zu bezeichnen beliebt, unter ihnen vor allem Thoreau, untersucht August Stahl. Im Mittelpunkt des Interesses steht dabei Hesses Walden-Rezeption. Aber auch die Beziehungen Rilkes und Hesses werden angesprochen, am Ende treffen sich alle drei beim Verspeisen von Waldbeeren. Rilke spielt auch im Aufsatz von Lajos Mitnyán eine Rolle, der Hesses Lyrikauffassung anhand seines Essays Sprache und des gleichnamigen Gedichts untersucht. Ohne es explizit auszusprechen verweist auch dieser Beitrag auf die Unzeitgemäßheit von Hesses Lyrik bzw. auf seine Lyrikauffassung im Vergleich zu Rilke.

István Fried lotet in seinem Beitrag das Verhältnis Sándor Márais zu Hermann Hesse aus. Eine wichtige Quelle dabei ist ein ungarischer Zeitungsartikel Márais. Den Schwerpunkt legt Fried dann auf die Wirkungsgeschichte des Demian in Márais Werk.

Herausgeber Detlef Haberland untersucht den „Diskursfaktor ‚Angst‘“ (S. 290) in seinen zeittypischen Ausprägung in Werken von Alfred Kubin und Hermann Hesse. Der Zeitrahmen der Untersuchung erstreckt sich dabei von 1909 bis Mitte der dreißiger Jahre und die Spannweite der Werke von Kubins einzigem Prosawerk Die andere Seite bis zu Hesses Glasperlenspiel. Neben vielen anderen Gemeinsamkeiten der beiden Künstler steht – so Haberlandns These – bei beiden die Angst nicht im Mittelpunkt, sondern wirkt als „immanente Folie“ (S. 291) hinter ihren Werken. Haberland zeigt auf, dass es beiden vor allem um die Frage nach der „Überwindung existenzieller und kultureller Angst“ (S. 306) geht.

Mit kulturellen Begegnungen zwischen Europa und Indien beschäftigt sich der Beitrag des indischen Forschers Balasundaram Subramanian. Die indische Kultur fasst er dabei als eine paradox in sich geschlossene und zugleich auch für Einflüsse von außen offene auf. Die Faszination der Deutschen vom Orient und insbesondere von Indien lässt er mit Wielands Agathon beginnen, überspringt dann die „Indomanie der deutschen Romantiker“ (S. 310) und widmet sich den „echte[n] Morgenlandfahrer[n]“ (S. 310) Hermann Hesse und Stefan Zweig, aber auch Rudolf

Kassner. In Bezug auf Hesse steht Sidhartha im Zentrum, dessen Werdegang sich als „bewusste Umkehrung herkömmlicher hinduistischer Bildungskonzeption“ (S. 320) herausstellt.

Als „Romane der Kriegszeit“ (S. 325) liest Metin Toprak im letzten Beitrag des Bandes den Zauberberg von Thomas Mann und Hesses Demian. Zum einen steht somit auch am Ende des Sammelbandes dieser frühe Roman Hesses, der sich fast wie ein roter Faden durch den Band zieht, zum anderen verweist die Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg, die ebenfalls nicht nur in diesem letzten Aufsatz stattfindet, voraus auf das diesjährige Erinnerungsjahr an den Beginn des letzteren. Nicht zuletzt verweist der Band somit auch auf die Notwendigkeit, diesen Krieg als wesentlichen Bestandteil der im Titel angesprochenen „Moderne“ zu denken, ein Anspruch, der in etlichen Beiträgen auch eingelöst wird. Immer wieder kommen Beiträge auch auf das Koordinatensystem der Moderne zurück und versuchen Hesse darin zu verorten. Daher muss der Begriff ‚Moderne‘ in diesem Fall sicherlich nicht „als ‚Etikett‘ erhalten“ (S. 8), wie rhetorisch im Vorwort befürchtet wird, sondern als ein valides Bezugssystem, vor dessen Hintergrund sich Hesse nicht selten als ein Unzeitgemäßer erweist, was wiederum neue Blicke auf das Bezugssystem ‚Moderne‘ erlaubt. Die besten Beiträge des Bandes loten beide Richtungen aus und lösen somit den Anspruch der Literaturwissenschaft ein, Kulturwissenschaft zu sein.

*Karl Katschthaler (Debrecen)*

**Kerekes, Gábor; Korb, Angela (Hg.): „Bretter, die die Welt bedeuten.“ 200 Jahre Deutsches Theater in Pesth. Budapest: Ad Librum, 2013 (= Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft Band 3). 113 S.**

Mit dem Studienband „Bretter, die die Welt bedeuten.“ 200 Jahre Deutsches Theater in Pesth“ erschien als Band 3 in der Reihe Wissenschaft der Neue-Zeitung-Bücher das Material der im Rahmen der Woche der deutschsprachigen Kultur an der Loránd-Eötvös-Universität in Budapest (ELTE) im November 2012 veranstalteten gleichnamigen Konferenz, die aus Anlass der Eröffnung des vor 200 Jahren größten deutschen Theater Europas, des Königlichen Deutschen Theaters (am heutigen Budapester Vörösmarty-Platz) von dem Ungarndeutschen Forschungs- und Lehrbildungszentrum der ELTE, dem Germanistischen Institut der ELTE in Zusammenarbeit mit dem Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUDAK) veranstaltet wurde. Der Band legt das gesamte Material der Tagung vor.

Die schauspielerische und theatralische Leistung der vergangenen Jahrhunderte ist für den Menschen unserer Zeit aus dieser historischen Perspektive nicht nachvollziehbar, da es sich im Falle der Inszenierungen um den augenblicklichen Kunstgenuss und die jeweilige konkrete künstlerischere Leistung handelt, von der es – in Ermangelung der technischen Möglichkeiten – keinerlei Ton- oder gar Filmaufzeichnungen

gibt. Lediglich Theaterkritiken, Memoiren und Briefe von Zeitgenossen bieten ein Bild über die damalige Epoche und das Theaterleben des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die Beiträge des Bandes behandeln Identitätsstrukturen des deutschsprachigen Publikums sowie die Beziehungen zum Ungarntum und geben einen Ausblick auf die Wirkung des Zeitgeistes.

Die einzelnen Beiträge sind entsprechend der Chronologie der von ihnen behandelten Zeiträume angeordnet, wodurch sich die geschichtlichen Prozesse deutlicher ablesen lassen.

László Tarnóis (ELTE/Gáspár-Károli-Reformierte-Universität Budapest/KGRE) Beitrag „Dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze“ zeichnet ein authentisches Bild über die deutschsprachige Schauspielkunst im alten Pesth und Ofen, womit er einen Rückblick in die Zeit vor der Eröffnung des Königlichen Deutschen Theaters eröffnet, als in der Zeit vor und nach 1800 keine bedeutendere deutschsprachige Stadt Ungarns ohne deutsche Schauspielstätten blieb. Diese und so auch die Namen der Schauspieler sind allerdings etwa seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert im Gegensatz zu den ehemaligen ungarischen Schauspielern aus der kollektiven Erinnerung

verblasst. Selbst über die erfolgreichsten deutschen Schauspieler des alten Pest-Ofen weiß man heute so gut wie nichts mehr. Der Komiker Franz Stöger ist heute ebenso vergessen wie der Tragiker Karl Herdt oder der tschechendeutsche Opernsänger, Schauspieler, Regisseur und Dramatiker Franz Xavier Girzick. Tarnói zeichnet ein umfassendes Panorama der Theaterlandschaft der Zeit vor der Eröffnung des großen Pester Theaters, als mit drei Theatern – der Rondelle, dem Kreuzertheater und dem Theater auf dem Festungsberg – sowie mit dem weit aufgefächerten Spielangebot und den besonderen Fähigkeiten der Schauspieler den unterschiedlichsten Publikuserwartungen jeweils gattungsgerecht entsprochen werden konnte.

Über die Textbücher des deutschen Theaters nach der Gründung schreibt László Klemm (KGRE) in seiner „Wörter erzählen die erhaltenen Textbücher des Festungstheaters in der Dekade vor der Märzrevolution?“ betitelten interessanten Studie, aus der hervorgeht, dass im Umgang mit den Textbüchern vor allem der Tätigkeit des Dramaturgen wie auch des Kopisten eine besondere Rolle zukam, die sich vor allem in der Identifizierung mit den Erwartungen des Publikums äußerte. Dementsprechend sind ästhetische Rücksichten bei den Eingriffen in die Texte nur sehr selten zu beobachten, wie auch die Qualität ihrer Tätigkeit immer wieder deutliche Schwankungen aufweist. Die Allgemeinverständlichkeit des Textes war das oberste

Gebot, sodass häufig eine undifferenzierte schwarz-weiße Motivierung der Handlung sowie das Überhören intertextueller Anklänge zu beobachten ist. Deutlich erkennbar ist aber die Rücksichtnahme auf die Normen einer Kontrolle durch die Öffentlichkeit.

Mária Rózsa (ehemals Széchényi-Nationalbibliothek Budapest) bietet in ihrem Beitrag „Die deutschsprachige Presse Ungarns in den Jahren 1848/49“ einen Einblick in die Revolutionspresse nicht nur von Pest und Ofen, sondern ganz Ungarns. Die die deutschen Organe lesenden Schichten der Gesellschaft identifizierten sich mit den ungarischen Nationalideen noch bevor eine sprachliche Assimilation beim ungarländischen Deutschtum begonnen hätte. Die Studie wartet mit einer Vielzahl von bemerkenswerten Beispielen und zahlreichen Fakten zu diesem Segment der deutschsprachigen Kulturgeschichte Ungarns auf.

Theoretischer und grundsätzlicher angelegt sind die Ausführungen der folgenden „Lehren des präromantischen Programms des Pester Deutschen Theaters“ betitelten Studie von Ildikó Sirató (Theaterhistorische Abteilung der Széchényi-Nationalbibliothek), in der sie ausführt, die dreieinhalb Jahrzehnte des Pester Deutschen Theaters könnten mit Fug und Recht als die Blütezeit der deutschsprachigen ungarländischen Schauspielkunst bestimmt werden, als die Zeit der Entfaltung der vereinigten urbanen-bürgerlichen Kultur und Lebensweise sowie als bestimmende Epoche des Wechsels von der Spätaufklä-

rung zur Romantik. Die Aufführungen der 1840-er Jahre brachten originelle Neuerungen, so die Einbindung ungarischer Elemente – durch das Kostüm, in die Musik, in den Tanz, durch die Themen, durch historische Hinweise, so dass schließlich die ungarische historische Themenwahl die deutschsprachigen literarischen Vorbilder übertraf. Gabriella-Nóra Tar (Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg) beschäftigt sich mit einer heute kaum noch im Allgemeinbewusstsein vorhandenen Form des Theaters, nämlich mit dem Kindertheater. In ihrer ausführlichen Studie „Friedrich Zöllners Kindergesellschaft in Pest und Ofen: Deutsches Kindertheater als Berufstheater in Ungarn im 18. Jahrhundert“ zeichnet sie die Geschichte einer konkreten Theatertruppe nach, die von Anfang an als Kindertruppe und keinesfalls als Theater- oder Ballettschule im Rahmen des deutschen Ensembles aus Pest und Ofen wirkte. Zunächst traten die Schauspielerkinder und Kinderschauspieler Friedrich Zöllners nur in Erwachsenenstücken auf, mit der Zeit wuchs aber ihre Zahl, was zur Etablierung einer ständigen Kindergesellschaft im Rahmen des Erwachsenentheaters führte.

Gábor Kerekes (ELTE) behandelt in seiner den Band abschließenden Studie „Bühne in der Dämmerung. Das Verschwinden des deutschsprachigen Theaterlebens in Budapest in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ schließlich die Zeit nach 1880, als es in Budapest kein deutsches Theater mehr gab. Er untersucht zunächst die Gründe für das Verschwinden des deutschsprachigen

chigen Theater in Pest, indem er den demographischen Fragen und den Assimilationsprozessen sowie den hierbei eine wichtige Rolle spielenden Gesetzen und Verordnungen im ungarischen Schulwesen im ausgehenden 19. Jahrhundert nachgeht. Dem Verschwinden eines zahlenmäßig bedeutenden deutschsprachigen Publikums in Pest folgte dann entweder ebenso die Assimilation der Schauspieler oder – wie das anhand der Lebenswege und Identitätsmuster deutschstämmiger und jüdischer Künstler dargelegt wird – sie verließen Ungarn, um im Ausland ihr Talent entfalten zu können.

Der vorliegende Studienband wird seiner Zielsetzung, eine Art Verständigung, ein In-das-Bewusstsein-Rücken der Zeit vor 200 Jahren zu erreichen und das wissenschaftlich erforschte Erinnerungsgut festzuhalten, mit seinen vielfältigen Themen und Ansatzweisen gerecht. Es bleibt zu hoffen, dass diese Publikation nicht nur zahlreiche Leser findet, sondern auch eine Anregung für weitere Forschungen in diesem Themenbereich darstellen wird, der weit weniger im Zentrum des Interesses der ungarischen Germanistik der Gegenwart steht, als er es verdienen würde. In Hoffnung auf eine ermunternde und inspirierende Wirkung dieser Studien legen wir die Lektüre des Buches einem jeden, der am Theater und/oder an der Vergangenheit der deutschsprachigen Kultur in Ungarn interessiert ist, guten Gewissens ans Herz.

*Károly B. Szabó (Budapest)*

**Kerekes, Gábor; Müller, Márta (Hg.): Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert. Budapest: Ad librum, 2012 (= Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft Band 1. Hg. Johann Schuth). 231 S.**

Der vorliegende Sammelband beinhaltet die Beiträge der im September 2012 in Werischwar/Pilisvörösvár organisierten gleichlautend betitelten Konferenz „Traditionspflege und Erneuerung. Perspektiven der deutschen Nationalität in Ungarn im 21. Jahrhundert“, zugleich bildet dieser den ersten Band der Wissenschaftsreihe der Neue-Zeitung-Bücher. Im Vorwort des ersten Bandes der Wissenschaftsreihe wird durch die Herausgeber Gábor Kerekes und Márta Müller die Zielsetzung formuliert „aus der wissenschaftlichen Perspektive all jene Fragen zu behandeln, die die Kultur und Sprache der Ungarn-Deutschen betreffen“. Dementsprechend ist die Veröffentlichung der Beiträge der Werischwarer Konferenz ein gelungener Auftakt, eine Bestandsaufnahme nicht nur der wissenschaftlichen Ergebnisse der aktuellen Forschung im Bereich der Germanistik dem Publikum vorzustellen, denn im Band werden auch praktische Ergebnisse und Perspektiven der praxisbezogenen Bereiche der Kulturpflege vorgestellt.

Der Band ist entsprechend des Konferenzverlaufs gegliedert, er beginnt

mit den Grußworten des Bürgermeisters von Werischwar István Gromon, der dazu ermuntert die Zukunftsperspektiven der deutschen Identität aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu analysieren. In seinem Grußwort betont Otto Heinek, Vorsitzender der Landesselbstverwaltung der Ungarn-Deutschen, die gemeinschaftsbildende Kraft der gemeinsamen Wurzeln der Volksgruppe im Hinblick auf Tradition und Erneuerung, und unterstreicht, dass Tradition kein statisches Gefüge sei. Zu unterscheiden sei in den veränderten Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts zwischen Werten, um der identitätsbewahrenden Tätigkeit der unterschiedlichsten Institutionen auf hohem Niveau gerecht werden zu können. Dr. Csaba Latorcai, stellvertretender Staatssekretär im Ministerium für Humanressourcen, bietet in ungarischer Sprache einen Einblick in den rechtlichen Hintergrund des 2011 erlassenen neuen Nationalitätengesetzes in Ungarn. Sprachvermittlung, Sprachaneignung sowie Sprach- und Varietätengebrauch stehen im Fokus der wissenschaftlichen Ausführungen im Beitrag von Sprachwissenschaftlerin

Maria Erb (ELTE, Germanistisches Institut). Der Gebrauch und das Verhältnis von Mundart, Standardsprache und Ungarisch wird in einen historischen Rahmen eingebettet vorgestellt, mit besonderer Berücksichtigung der veränderten Rahmenbedingungen und Umstrukturierungen in der Sprachpraxis der deutschen Minderheit in Ungarn. Von der Stigmatisierung des Dialektes nach 1945 reicht der Bogen bis zu den Volkszählungsdaten von 2011, um die Konturen des Varietätswechsels auch im Bildungsbereich nachzuzeichnen. „Für Sprachminderheiten ist die Muttersprache nicht nur ein Kommunikationsmittel, sondern als primäres Gruppenabzeichen zugleich auch das wichtigste identitätsstiftende Element.“ – jedoch formuliert in ihrem Beitrag die Sprachwissenschaftlerin auch, dass der Dialekt der deutschen Minderheit in Ungarn in absehbarer Zeit verschwinden wird.

Bis in das 18. und 19. Jahrhundert reicht die Abhandlung von Karl Manherz zurück, in der er die Forschungsrichtungen und Ergebnisse im Blick auf die Volkskunde der Deutschen in Ungarn vorstellt. Neben der historischen Entwicklung der Volkskundeforschung werden auch die thematischen Schwerpunkte der Forschungsrichtungen vorgestellt, die Studie formuliert ebenfalls die erwünschten Aufgabenfelder mit Blick auf zukünftige Forschungen.

Das Verhältnis von Vertriebenen und in der Heimat in Ungarn gebliebenen Ungarndeutschen nach den Schicksalsschlägen des Zweiten Weltkrieges verfolgt Dezső Szabó in seinem Beitrag mit der pointierten Titelwahl „Zuhause in beiden Heimaten“. DDR, BRD und Ungarn stehen im Mittelpunkt der historischen Skizze, die auf die Erinnerungskultur von Vertreibung und Enteignung und den Entwicklungen der Paten- und Partnerschaften zurückgreift.

Herausgeberin und Sprachwissenschaftlerin Márta Müller überblickt den Stand des Minderheitenunterrichts nach den neuen Regelungen des Nationalitätengesetzes von 2011 und spannt einen breiten Bogen der aktuellen gesetzlichen Rahmenbedingungen des Nationalitätenunterrichts vom Kindergarten bis zur universitären Ebene. Die Identitätskomponente und -stellungen ungarndeutscher Jungerwachsenen führt Ágnes Huber in ihrem Aufsatz vor Augen, „als komplexes Gefüge multikultureller Erfahrungskomponenten“ sind die Ergebnisse ihrer mehrjährigen empirischen Forschungsarbeit. Durch die Leitfadeninterviews werden die Bindung zur deutschen Sprache, zur Kultur und zur Identität durch authentische Aussagen modelliert.

Themen und Tendenzen in der ungarndeutschen Literatur nach 1945 stellt Herausgeber und Literaturwis-

senschaftler Gábor Kerekes in seinem Beitrag vor. Neben der historischen Einbettung und mit der Aufzeichnung der gegebenen, knapp bemessenen Rahmenbedingungen beim Startschuss der ungarndeutschen Literatur 1973 (mit dem veröffentlichten Aufruf „Greift zur Feder“ in der Neuen Zeitung, woraus die Anthologie „Tiefe Wurzeln“ entstand), werden Themen, wichtigste Vertreter und die literaturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse skizziert. Als Fazit bewertet der Literaturwissenschaftler die knapp vierzig Jahre in der Entwicklung der ungarndeutschen Literatur als „unerhörte Leistung“.

Die europäische Perspektive in den Vordergrund stellend befasst sich Sprachwissenschaftler Koloman Brenner mit dem Sprachgebrauch, der Identität und den rechtlich-institutionell ermöglichten Rahmenbedingungen der kulturellen Autonomie mit Blick auf die deutsche Minderheit in Ungarn. Zukunftsperspektiven werden erläutert mit bedeutendem Einverständnis und Einklang der Ausführungen von Maria Erb im gleichen Band.

Der praxisorientierte Teil des Tagungsbandes wird durch traditionsbewahrende und -pflegende Projekte ergänzt, Tamás Milbich stellt eine Homepage ([szepsolymar.hu](http://szepsolymar.hu)), Magdalena Marlok Cservenyi die Tätigkeit der Nationalitätenselbst-

verwaltung von Schaumar/Solymár, Kathi Gajdos-Frank die Pflege des kulturell-materiellen Erbes im Jakob-Bleyer-Heimatomuseum in Wudersch/Budaörs, Maria Mirk die Traditionspflege im Jugendlager von Sanktiwan bei Ofen/Pilisszentiván, Erika Szabó-Bogár und Ibolya Sax die Traditionspflege in Werischwar vor.

Ein breit gefächertes, gelungener Tagungsband liegt mit dieser Veröffentlichung vor, der über den Stand der Erforschung der Deutschen in Ungarn durch ausgewiesene Experten einen Einblick gewährt und neben den Forschungsschwerpunkten ebenfalls auch zukünftige Aufgaben auf wissenschaftlicher Ebene formuliert. Eine reiche Ernte durch die Studien der in erster Linie im Umfeld des Ungarndeutschen Forschungs- und Lehrerbildungszentrums der ELTE tätigen Wissenschaftler, deren thematisch breit gefächerte Aufsätze das gesamte Spektrum bei der Erforschung der Ungarndeutschen in der Germanistik aufzeigen. Mit ähnlicher Themenvielfalt und thematischer Bandbreite können nun die weiteren Bände der Neue-Zeitung-Bücher Reihe Wissenschaft erwartet werden.

*Angela Korb (Budapest)*

**Kispál, Tamás: Methodenkombination in der Metaphernforschung. Metaphorische Idiome des Lebens. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 2013 (= *Metalinguistica*. Bd. 25). 308 S.**

Tamás Kispál setzt sich in der aus seiner Dissertation hervorgegangenen Monografie mit deutschsprachigen Idiomem des Lebens aus kognitiv-linguistischer Perspektive auseinander. Daher ist das hier rezensierte Buch als ein wichtiger Beitrag zur kognitiven Idiomforschung zu betrachten, ähnlich wie u.a. Dobrovól'skij et. al. (2009), Giora (2003), oder Roos (2001).

Wie auch schon der Titel des 308 Seiten starken, methodologisch ausgerichteten Werks zeigt, handelt es sich nicht bloß um eine Analyse metaphorisch motivierter Idiome, es wird auch die Problematik der Daten und Evidenz in der linguistischen Forschung thematisiert, die natürlich auch die kognitive Linguistik betrifft. Der Autor spricht nach einer kurzen Darstellung des Gegenstandes seiner Arbeit gerade diese komplexe Problematik in seiner methodologischen Problemstellung an, wo neben den induktiven bzw. deduktiven Vorgehensweisen der Datenerhebung auch der Verwendung introspektiver Daten bzw. den Wörterbüchern vs. digitale Korpora als Datenquellen sowie den methodologischen Fragen der Idiomforschung eine wichtige Rolle zukommt.

Der kurzen Skizzierung der Methode der Arbeit, d.h. der *Methodenkombination*, woraus sich auch die Verwendung vielfältiger Daten ergibt, folgt eine detaillierte kritische Darstellung der konzeptuellen Metapherntheorie von La-

koff und Johnson (1980), die praktisch als den theoretischen Rahmen der Arbeit angesehen werden kann. Außer den Hauptthesen der Standardtheorie wird auch auf ihre Ergänzungen bzw. Erweiterungen ein besonderer Akzent gelegt, mit zahlreichen Hinweisen auf die englisch- und deutschsprachige Fachliteratur. Die Darstellung der theoretischen Basis der Arbeit und der Systematik bzw. Klassifikation konzeptueller Metaphern enthält auch ausführliche terminologische Erklärungen. Zu den einzelnen Aspekten der Theorie werden sogar bestimmte Vorläufer in Form von kleineren Exkursen erwähnt.

Diesem zweiten Kapitel geht die komplexe Zielsetzung der Arbeit voraus, die in der *Aufdeckung* und *Strukturierung* derjenigen Ursprungsbereiche besteht, „auf die bei der Konzeptualisierung des Lebens zurückgegriffen wird, wenn deutsche metaphorische Idiome verwendet werden.“ Dieses Hauptziel wird in sechs „Teilziele“ untergliedert, die dann im Werk sukzessive erreicht werden, um das gesamte Hauptziel erreichen zu können. Die Teilziele sind: (Z1) Zusammenstellung einer Liste von metaphorischen Idiomem aufgrund der lexikographischen Daten aus digitalen Wörterbüchern des Deutschen (Z2) Überprüfung dieser Liste im IDS-Korpus mittels Konsultationsparadigma und dadurch die Erstellung einer Liste mit empirischen Daten

(Z3) Erstellung einer zweiten Liste von metaphorischen Lebens-Idiomen mittels Analyseparadigma

(Z4) Zusammenstellung einer Liste der metaphorischen Lebens-Idiome aus den beiden empirischen Listen

(Z5) Zusammenstellung der Liste der im IDS-Korpus auffindbaren Ausgangsbereiche und der konzeptuellen Metaphern des Lebens

(Z6) Analyse der einzelnen metaphorischen Lebens-Idiome und Aussagen über ihre mehrfache Motiviertheit (Vgl. Kispál 2013: 14f.)

Das dritte Kapitel ist den Idiomen bzw. ihrer kognitiv-linguistischen Auffassung gewidmet, in der das Idiom Dobrovolskij zufolge als eine „radiale Kategorie mit prototypischen Effekten“ (Kispál 2013: 48) betrachtet und der von ihm definierte metaphorische Idiom-begriff als Arbeitsdefinition angenommen wird. Vor diesem Hintergrund wird auch auf die Motiviertheit, auf die Dekomponierbarkeit, sowie auf die Abgrenzung der Idiome von den Kollokationen eingegangen. In der Arbeit wird neben den konzeptuellen Metaphern als Motivationsgrundlage auch die mehrfache Motiviertheit der Idiome angenommen und in den Analysen stringent vor Augen gehalten.

Im vorletzten Kapitel des ersten, theoretischen Teils (Kapitel 4) ist ein Überblick über die Arbeiten zur Konzeptualisierung des Lebens, inklusive 24 mögliche Ursprungsbereiche zum Zielbereich *Leben* zu finden, die auch als Grundlage der Untersuchung der metaphorischen Idiome dienen. Darüber hinaus wird der Gegenstandsbereich der Arbeit, das Konzept *Leben*, definiert und aus theoretischer und praktischer Perspektive klar eingegrenzt.

Der theoretische Teil schließt mit methodologischen Überlegungen zur Arbeit mit zahlreichen Hinweisen auf die relevante Fachliteratur u.a. zu den introspektiven vs. korpusbasierten Ansätzen der kognitiven Metaphern- und Idiomforschung. Hier wird aber auch die in der Arbeit angewendete Methodenkombination eingehend beschrieben, die der Erforschung deutscher Idiome dient, die im untersuchten Korpus als sprachliche Realisierungen der Konzeptualisierung des Zielbereichs *Leben* betrachtet werden können.

Im empirischen zweiten Teil des Buches kommt es zu der systematischen Analyse der gefundenen metaphorischen Lebens-Idiome bzw. der konzeptuellen Metaphern, die ihnen zugrunde liegen. Die ausführliche Analyse besteht aus acht Schritten und wird bei den dem lexikographisch ermittelten Korpus entnommen und im IDS-Korpus überprüften Idiomen einzeln durchgeführt. Die Argumentation wird mit ausführlichen Textbeispielen und äußerst informativen tabellarischen Zusammenfassungen unterstützt, in denen auch die einzelnen Suchanfragen mit all den Abstands- und Grundformoperatoren dargestellt sind. Auf diese Weise können ggf. die einzelnen Suchanfragen jederzeit durchgeführt, d.h. kontrolliert bzw. wiederholt werden. Neben den typischen Metaphern wird hier *Leben* auch als metonymisches Konzept thematisiert.

Die Analyse der insgesamt 153 ange-troffenen metaphorischen Lebens-Idiome hat nicht nur gezeigt, dass die Konzeptualisierung des Zielbereichs *Leben* etwa durch zwanzig klassische (komplexe) konzeptuelle Metaphern geprägt ist, sondern aufgrund der Analysen

konnte einerseits auch festgestellt werden, dass die Standardtheorie der konzeptuellen Metapher zur Analyse von allen Textbeispielen nicht ausreicht, andererseits, dass bei Weitem nicht nur konzeptuelle Metaphern als strukturierende Motivationsgrundlagen deutscher Idiome zugrunde liegen können (vgl. Kispál 2013: 262ff., 268ff.).

Die äußerst präzise aufgebaute Monografie von Kispál kann nicht nur Forschern der kognitiven Linguistik und Phraseologie bzw. denen der theoretischen Linguistik, sondern wegen ihrer klaren und konsequenten Begriffsverwendung und logischen Aufbaus eventuell auch Studierenden zu empfehlen, die sich für die kognitive Idiomforschung interessieren.

### Literatur

Dobrovól'skij, D./Piirainen, E. (2009): Zur Theorie der Phraseologie. Kognitive und kulturelle Aspekte. Tübingen: Stauffenburg.

Giora, R. (2003): Metaphors and Idioms. In: Giora, Rachel, 2003. On our Mind: Salience, Context and Figurative Language. New York: Oxford Univ. Pr., 103–166.

Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by. Chicago: University of Chicago Press.

Roos, E. (2001): Idiom und Idiomatik. Ein sprachliches Phänomen im Lichte der kognitiven Linguistik. Aachen: Shaker.

*Krisztián Majoros (Debrecen)*

## **Pankau, Johannes G. (Hg.): Fin de Siècle. Epoche – Autoren – Werke. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2013. 240 S.**

Ob man sie Jahrhundertwende oder Fin de Siècle nennt: Die Zeit um 1900 ist eine der am häufigsten untersuchten Epochen der Literaturgeschichte. Die „Ismen“ der Jahrhundertwende, am meisten wohl der Naturalismus und der Expressionismus, sind seit geraumer Zeit Schlager epochengeschichtlicher Untersuchungen, die zwangsläufig in jene über die Moderne münden. Das Schlagerthema impliziert naturgemäß auch Schlagerautoren, d.h. Dichter, die bei einer Betrachtung der Jahrhundertwende kaum wegzudenken sind: Die Berliner Modernen (die Naturalis-

ten) dürfen ebenso wenig fehlen, wie die Wiener (Schnitzler, Hofmannsthal, Musil) oder der junge Thomas Mann. Der Band von Johannes G. Pankau, bestehend aus zwölf Beiträgen, folgt im Grunde dem üblichen Kanon, vermag dem Leser aber auch einige Überraschungen zu bereiten – wenn auch nicht ausschließlich positive. Die Struktur des Bandes hat es offenbar nicht erlaubt, das umfassende Thema etwa in Kapitel zu gliedern, die einzelnen Beiträge folgen eher ad hoc aufeinander. Die einzelnen Dichter der Epoche treten nach einer nicht leicht entzifferbaren

Logik der Reihe nach in Erscheinung, den berühmtesten – den Brüdern Mann, Schnitzler, Wedekind, Hofmannsthal, Musil und Rilke – werden selbstständige Beiträge gewidmet. Ihnen gehen Untersuchungen allgemeiner Art voran, zur Rolle der Freudschen Psychoanalyse in der Entwicklung der Literatur der Epoche, zur geistigen Konstellation der Zeit (mit Akzent auf dem Phänomen der Dekadenz), zu den Wiener und Münchner „Cliques und Kreisen“ von Dichtern und nicht zuletzt zur Frauenliteratur der Zeit. Letztere Untersuchung, mit Fokus auf den Autorinnen Lou Andreas-Salomé und Franziska zu Reventlow, ist gewiss nicht weniger eine Bereicherung für den Band, als jene zur Unterhaltungskultur der Zeit, einschließlich der Kultur des Films, des Cabarets und des Varietés, wie sie damals etwa in Berlin oder München florierte. Gerade heute, wo wir einen uneinräumten Aufschwung der Medienkultur erleben, scheint ein Rückblick auf die Anfänge des Films und seiner sehr produktiven Beziehung zur Literatur besonders aufschlussreich.

Die zwölf Themenschwerpunkte des Bandes liefern damit ein umfangreiches wie spannendes Bild der (literarischen) Jahrhundertwende. Ein kritischer Blick auf den Band könnte immerhin einiges bemängeln. Haben wir oben behauptet, der Naturalismus und der Expressionismus seien die meist diskutierten Strömungen der Epoche, so sind sie gerade im vorliegenden Band eine Mangelware. Er setzt ja mit einer Untersuchung zur „Nervenkunst“, also eben

mit der Überwindung des Naturalismus an, um bei Rilke, also nicht beim Expressionismus zu enden.

Auf eine selbstständige Untersuchung zum Impressionismus oder Symbolismus wollte der Herausgeber offenbar ebenso verzichten wie auf einen Beitrag zur Literatur im George-Kreis. Selbst Nietzsche, ohne den der geistige Hintergrund der Epoche kaum zu verstehen und zu deuten ist, erhielt lediglich eine Nebenrolle, indem er dem Thema „Psychoanalyse und Literatur“ subsumiert wurde. Andere wichtige Autoren der Zeit wie Gerhardt Hauptmann, Franza Kafka oder Hermann Hesse wurden zudem fast komplett ignoriert.

Allerdings hat jeder Band, der eine so reiche Epoche umfassen will, wie die des Fin de Siècle, seine Grenzen, und sein Herausgeber die Qual der Wahl. Pankau gibt es in der Einleitung auch zu: „Es ist nicht auszuschließen, dass hier persönliche Präferenzen des Herausgeber ins Spiel gekommen sind.“ (S. 15) Das stimmt wohl. Man kann immerhin einen Band dafür schätzen, was er enthält, und nicht dafür, was er entbehrt. Die sehr informativen Beiträge des vorliegenden Bandes, ihre Vielfalt und Gründlichkeit, ihr weiter literatur- und kulturgeschichtlicher Blick, wie nicht zuletzt die „eingeschmuggelten“ kurzen literarischen Interpretationen bieten eine nützliche Lektüre für Literaturwissenschaftler (innen) und Studierende gleichermaßen.

László V. Szabó (*Veszprém*)

**Pott, Hans-Georg: Kontingenz und Gefühl. Studien zu/  
mit Robert Musil. München: Wilhelm Fink, 2013  
(= Musil-Studien Bd. 41. Hg. Josef Strutz). 233 S.**

Robert Musils Lebenswerk ist so eigenartig beschaffen, dass es diverse Interpretationen fordert oder geradezu provoziert. Seine Schriften werden demgemäß ständig neu gedeutet. Das Corpus an Sekundärem wächst unausgesetzt mit den Jahren, erzeugt immer neue Konstellationen, Parallelen und Kontraste, je nach dem besonderen Interesse des Exegeten. In der etablierten Musil-Forschung lassen sich dann die entsprechenden „Stilrichtungen“, die Gesichts- und Schwerpunkte, unterscheiden. Auch Hans-Georg Potts Arbeit ist Teil dieses Stroms der Auslegungen, bietet jedoch einen erfrischend originären Beitrag zum Verständnis Musilscher Gedankengänge, indem er immer wieder versucht, Musil nach-zu-denken – d.h. seine Denkwege nicht nur nachzuzeichnen, sondern gar selber zu betreten: Musils Texte werden hier kein bloßer Stoff einer philologisch-archivarischen Untersuchung, sondern als Denk-würdigkeiten ihrem Gehalt nach, gleichsam als Organon des (eigenen, essayistischen) Denkens neu belebt. Musils Ausführungen über Liebe und Gewalt, Ratio und Intuition und dergleichen werden mehrfach weitersponnen. Diesen Aspekt (und diesen Anspruch) verdeutlicht zunächst schon der Untertitel, der „Studien mit/zu Robert Musil“ heißt.

Die vorzustellende Publikation ist als 41. Band der Musil-Studien bei Wilhelm Fink erschienen. Der Autor ist emeritierter Professor des Deutschen Seminars der Düsseldorfer Heinrich-Heine Universität. Er ist ein erfahrener Musilianer – die hier zu einem Band zusammengefassten Aufsätze sind zwischen 1987 und 2013 entstanden, zeugen somit von beharrlichem Interesse. Der Band enthält zwei Originalbeiträge, die anderen sind bereits einzeln erschienen. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass diesen Studien eine Kleinmonographie Potts über Musil aus dem Jahre 1984 vorangeht, die ebenso bei Fink in der UTB-Reihe herausgekommen ist. Die jetzt veröffentlichten Untersuchungen (man wäre geneigt zu sagen: Essays, dazu mehr noch weiter unten) sind nicht in der Chronologie ihrer Entstehung gedruckt worden, sondern in thematische Blöcke zusammengefasst. Wie bereits angedeutet, wird die Argumentation von dem Interesse „an der Sache“ (7), d.h. an Problemstellungen geleitet. Pott schickt selber im Vorwort voraus: „Alles was mir die Sache erklärt und aufklärt, ist willkommen.“ (7) Und bezüglich seiner Vorgehensweise: „Das sind lose Gedankenfäden, die oft nicht weitergesponnen werden und allenfalls zum weiterdenken anregen könnten. Das mag Puristen wissenschaftlicher Mainstream-Prosa anstößig

erscheinen.“(8) Über eventuelle Irritationen hinaus stellt Hans-Georg Pott auch fest, dass ihm die Relevanz des jeweiligen Gegenstandes für das Heute weitaus wichtiger ist, als diese Art Korrektheit. Die Studien sind wirklich sehr souverän gestaltet und zeugen von der ernsthaften und vertieften Auseinandersetzung mit diversen Themenkreisen der Sozialpsychologie, des kulturkritischen Diskurses, der politischen Theorie, der Poetik, der Ethik. Die Ausführungen sind zum Teil ziemlich spekulativ, stellen „manchmal vielleicht etwas waghalsige Bezüge zur Gegenwart“(8) her, aber sie haben immer einen sicheren Tiefgang, bewahren eine klare Stringenz der Argumentation; in diesem Sinne dürften manche Passagen als ebenbürtige Fortsetzungen Musilscher Untersuchungen gelesen werden.

Der erste Aufsatz des Bandes heißt „Das Subjekt bei Robert Musil“ und macht die oben beschriebene „externe“ Perspektive geltend. So folgen dem Beispiel Leonas aus dem „Mann ohne Eigenschaften“ Ausführungen über die Zersetzung des Ich und über die epistemologische Wende der Wissenschaften, die Umstellung auf Funktionalismus, auch die Erkenntniskritik Machs wird gestreift: Die Argumentation hält sich aber an keine epochalen Grenzen, „die Sache“ (d.i. die Dekonstruktion des Subjekts) wird anhand von Cassirers und Luhmanns Sätzen weiter erläutert, um zum Schluss des Kapitels zu Musil zurückzufinden – und eine Beziehung zwischen beiden Letzteren herzustellen: wo Musil Luhmanns The-

orie „vorwegnimmt“ und Luhmann als der „Musil der gegenwärtigen Humanwissenschaft“ erscheint (19).

Der nächste thematische Block trägt den Titel „Kultur und Gewalt“ und umfasst drei Unterkapitel, von denen das erste eine Darstellung des kulturkritischen Diskurses der 1920er Jahre ist und ein geistiges Panorama von Simmel über Carl Schmitt und Walter Benjamin bis Foucault entwirft und um solchen Kernfragen der (klassischen) Modernität zentriert ist, wie die Frage nach einem Teufel der Geschichte, sowie die bindende und trennende Elemente einer in Desintegration begriffene Gesellschaft, diverse Erlösungs- und Endzeitphantasien, die Rolle der Kontingenz, der Angst und der Gewalt. Musil wird in diesen geistigen Zusammenhang gestellt, und – in Gegensatz zu manchen Zeitgenossen – als nüchterner und sachlicher Analytiker sozialer und ideologischer Bewandnisse ausgewiesen. Den geschichtsphilosophischen Erläuterungen folgt eine eher gesellschaftstheoretisch orientierte Untersuchung zum Musilschen Konzept des anderen Zustandes „als Paradigma einer Gesellschaft im Ausnahmezustand“ (53). Ohne diesen Gedankengang detailliert nachzuzeichnen lässt sich feststellen, dass die „heiligen Gespräche“ Ulrichs und Agathens durchaus plausibel als Gegenstück einer konservativ-revolutionären Kulturkritik á Carl Schmitt charakterisiert werden, wobei Musils Positionen (und Vorbehalte) gegenüber mancher enthusiastischen Ideologien, die im Endeffekt auch als Unterlage nationalsozialistischen Terrors dienlich

gemacht worden waren, auch deutlich markiert werden sowie ihre Verwandtschaft mit Schelers Ansätzen einer materialen Wertethik, die keiner metaphysischen Fundierung bedarf.

Ebenso differenziert beleuchtet Pott das Verhältnis Musils zu Thomas Mann bzw. kontrastiert die Positionen beider „Platzhirsche“ (83) der deutschen Literatur. Anfangs werden sie zwar als *Zauberer/Entzauberer* gegenübergestellt, aber bald darauf werden die Paralleltäten der beiden Epochenromane (resp. „Der Zauberberg“) hervorgehoben, dann eine Skizze deutscher Geistesgeschichte der Vor- und der Zwischenkriegszeit entworfen, mit besonderer Rücksicht auf Anachronismen, das Affektive im Politischen, also „die mentalitätsgeschichtliche Vorgeschichte des Nationalsozialismus, also der Gemütslage des deutschen Volkes“ (97). Die Ansichten der beiden Autoren über „heilige Gefühle“, Konzepte der Gemeinschaftsbildung, sowie über Romantik (im politischen Sinne) werden präsentiert und nebeneinander gestellt, und ihre kulturgeschichtliche Diagnosen dahin gedeutet, dass Thomas Manns humanistischer Individualismus „eine notwendige Ergänzung zur ‚Sozialtechnologie‘ Musils“ (102) biete.

Im darauffolgenden Kapitel, „Heilige Namen und kollektive Mythen“, wird ebenso Musils analytisches oder dekonstruktives Potential hervorgehoben, hier mit Hinsicht auf solche „Einheits- und Reinheitsvisionen“ (129), wie es das Volk, die Nation, die Rasse sind. „Musil entlarvt Mythen, auch den Mythos der Identität. [...] Musil selbst wie sein Protagonist Ulrich verkörpern Intellektuelle,

die ich als Vertreter einer kommunikativen Vernunft und einer postkonventionellen Identität (Habermas), das sind Musilsche Möglichkeitsmenschen, auszeichnen möchte [...]“ (110). Musils Gedankengänge über Nationalismus, Identitätsbildung, Barbarei und dergleichen werden aus seinen Essays und dem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ extrahiert und mit Zitaten von Max Weber, Jürgen Habermas, Richard Rorty, Aleida Assmann und Niklas Luhmann gestützt: Potts Argumentation zielt auch hier darauf ab, Musils Analysen einerseits in einen historischen und kritischen Kontext zu stellen und andererseits ihre Richtigkeit und bleibende Relevanz zu behaupten. So folgt einem längeren Zitat aus dem Essay „Die Nation als Ideal und Wirklichkeit“ die Bemerkung: „Das wurde über 70 Jahre vor der EG-Landwirtschaftspolitik geschrieben! Das hat an Wahrheit eher zugenommen, wenn Wahrheit zunehmen kann.“ (128).

Die folgenden Erläuterungen über „Geld und Sinn“ rücken den Fokus des Interesses auf Musils Gesellschaftskonstruktion im „Mann ohne Eigenschaften“ und auf seine Gedanken zum Vermögen und Vertrauen, Kredit und Kreditibilität: Im ersten Unterkapitel spielt Arnheims Vorbild, Walther Rathenau eine tragende Rolle. An seinem Beispiel untersucht Pott die Dissoziationen und Anomien jener Sozietät, die sich nach rationalen Grundsätzen richtet, aber an althergebrachte ideelle Konstrukten glaubt. Der Wechsel zwischen Innen- und Außenansicht erlaubt dem Verfasser, Arnheims Ideenwelt anhand des Romans zu skizzieren, dann aber Musils Kri-

tik an Rathenaus Schriften zu präsentieren. Die Ausführungen zum Zusammenhang von Geldwirtschaft und Moral bzw. zur Systemrationalität eines interessengesteuerten „modernen“ Kapitalismus münden in die Feststellung, dass während Arnheim (als wahrer Repräsentant seines Zeitalters) den Gegensatz von Vernunft und Seele eher nur verkörpert, Musil (oder Ulrich) „mit einem eher naturwissenschaftlicher Beobachtungsgestus die rationale Natur des Geldes [...]“ (147) konstatiert und anstatt sich an der regressiven moralischen Geldkritik zu beteiligen, ein authentisches und integriertes Welt-Bild zu erschaffen anstrebt. Im darauffolgenden Unterkapitel geht es „um eine Art Rekonstruktion des ideellen Kerns eines Gelddiskurses bei Musil und Simmel, ohne auf die spezifischen Erzählformen bei Musil Rücksicht zu nehmen [...]“ (149). Der Gedankengang stützt sich auf Musils diverse Texte und auf Simmels „Philosophie des Geldes“ aus dem Jahre 1900. Ohne diese Argumentation eingehend zu rekonstruieren, lässt sich feststellen, dass Geld (sowohl nach Simmel wie nach Musil) zunächst mit Wert, Vermögen, Kredit und Potentialität nicht nur im pekuniären Sinne zu tun hat; diese sind gleichsam ordnende und zum Teil moralische Begriffe des Alltagslebens und: „Der Möglichkeitssinn hängt also mit dem Geldvermögen durchaus zusammen. (160) [...] Wer im Bewusstsein der zahllosen Verwendungsmöglichkeiten von Sprache und Geld lebt, der verwandelt sich in einer kontingenten Welt, ob er will oder nicht in einem Mann oder eine Frau ohne Eigenschaften.“ (161) Ferner wird

behauptet, dass die Herrschaft des Geldes sehr nahe zur rationalen Organisation des Gemeinschaftslebens steht, daher ein rationales Regulativ bietet (vgl. Luhmanns Satz: „Geld ist der Triumph der Knappheit über die Gewalt“ (zit. bei Pott 146.), sich aber trotz seiner tragenden Systemfunktion nicht zum Fundus eignet (in Gegensatz zu manchen – zum Teil atavistischen – Vorstellungen). „Das Grundproblem der rationalisierten Moderne besteht ja darin, dass die Mächte der Rationalität: Geld, Vernunft, Moral zu keiner ‚großen Lebensgestaltung‘ anzuleiten vermögen.“ (164) Deshalb bedarf es – sowohl bei Simmel als auch bei Musil – Substituenten, „Kompensationsagenturen“, die „für den Gefühls Haushalt der Menschen zuständig“ (166) seien. Pott lässt das Kapitel mit Simmel ausklingen und mit seiner „Utopie einer Welt ohne Streit und Verdrängung“ (166), wo die Kultur der Mechanik des Erwerbszwanges entzogen wäre. Die letzte thematische Einheit widmet der Verfasser, anders als die Vorangehenden, poetologischen Untersuchungen unter dem Titel „Gleichnis“. Das erste Unterkapitel befasst sich mit der Funktion(sweise) des Gleichnisses bei Musil und bei Jean Paul. Pott nimmt an, dass „Analogie und Gleichnis [...] Schlüssel zum Verständnis des ‚Senti-Mentalen‘ als der Bereich, in dem sich Intellekt und Gefühl durchdringen [...]“ (167) seien. Mit Musil behauptet er ferner, dass es zwei Grundverhaltensweisen (Operationsmodi des Verstandes) gebe, nämlich die der Eindeutigkeit und des Gleichnisses, „[u]m aber die Fülle des Lebens in ihrer ‚Tatsächlichkeit‘ zu beschreiben,

dazu bedarf es eines erweiterten Vernunftbegriffs, in dem Verstand und Gefühl ineinandergreifen [...]“ (168). Vergleiche und Analogien sind demgemäß nicht nur in der dichterischen Praxis produktiv, ihr Erkenntniswert macht sie auch im philosophisch-epistemologischen Sinne konstitutiv. Diese produktive Kraft der Übertragung wird anhand von Kants, Blumenbergs, Machs und Foucaults Argumenten deutlich gemacht, um dann über Kants eigenes Beispiel des Geldes zu Musils und Jean Pauls Vergleichen zu gelangen, die eben auch je eine exemplarisch-sinnfällige Definition des Geldes liefern, wodurch das Kapitel thematisch dem Vorangehenden angeschlossen wird. Das zweite Unterkapitel trägt den Titel „Stillleben. Das Gleichnis der Liebe – Jenseits des Lustprinzips“. Die hier besprochenen sogenannten Druckfahnenkapitel des „Mann ohne Eigenschaften“ sind vielleicht die meistkommentierten Passagen des Musilschen Korpus, von seltener lyrischer Schönheit und gedanklicher Fülle. Diese nur postum erschienenen Kapitel „[...] kreisen um das Thema der Liebe in einer Weise, die vielleicht nur mit den Gesprächen in Platons ‚Symposion‘ und im ‚Phaidros‘ vergleichbar ist.“ (181). Die Entfaltung der „Heiligen Gesprächen“ der Geschwister geht mit der auffälligen Lähmung der äußeren Handlung einher. Diese Szenen und Dialoge werden bei Pott unter Rekurrenz auf Freuds „Jenseits des Lustprinzips“ mit dem Todestrieb, dem Dämonischen und dem Wiederholungszwang in Verbindung gebracht. Mit argumentativer Unterstützung Benjamins Ausführungen zur Allegorie im „Ursprung des deut-

schen Trauerspiels“ wird dann diese Szenerie etwas gewagt, aber sehr einführend als Stillleben gedeutet und schließlich (in Anlehnung an postmoderne Theorien der Schriftlichkeit<sup>7</sup>) ihr leichenhaftes Dasein als Metapher des ganzen Romans interpretiert: als „Buchleiche“ (192).

Die letzten beiden Texte, die als Beilagen mit-aufgenommen wurden, werden im Vorwort folgendermaßen charakterisiert: „Die Fortsetzung meines Beitrags über das Subjekt bei Robert Musil über ‚das Subjekt bei Niklas Luhmann‘ und meinen Vortrag in Klagenfurt von 1986 (publ. 1987) habe ich als Beilagen angefügt. Letzterer bringt im ersten Teil Allgemeines und Geläufiges zum Thema ‚Ethik‘ und gewissermaßen Einführendes zu Freud und Musil.“ (11-12). Die Affinität Musilscher Gedankengänge zu Luhmanns Systemtheorie wird in mehreren Studien des Bandes explizit behauptet, und die Ausführungen zum Letzteren machen diese Verwandtschaft wirklich nachvollziehbar. Nachdem die Ausbildung und Abwandlung moderner Subjektivität in der abendländischen Tradition von Descartes über Kant bis etwa Husserl (unter Rekurrenz auf Luhmanns eigene „Rekonstruktion [der] historischen Semantik“ (204) dieser Subjektivität) skizziert wird, wendet sich Pott Luhmanns ent-subjektivierter Theorie autopoietischen Systeme (APS) zu, wo: „die Unterscheidung System–Umwelt [...] die Unterscheidung Subjekt–Objekt [beerb]. [...] An den APS nimmt der einzelne Mensch nur vorübergehend

7 Allerdings fällt in diesem Kontext gerade Blanchots Name nicht. Vgl. Der literarische Raum. Zürich 2012.

und partiell teil, wobei er seine (selbstbestimmte) Einheit gerade deshalb behält, weil er von keinem System ganz verschluckt werden kann.“ (206). Die Subjektauffassung beider sowie ihre analytische Schärfe und Lust an Dekonstruktion rücken Musil und Luhmann tatsächlich nahe aneinander. Wie weit denn die Parallele der „Denkweisen“ laufen, wird nicht festgestellt, und sei hier auch nicht weiter erkundet.

„Das Problem einer Ethik nach Freud“, wie der Titel des letzten (nach dem Entstehungszeit ältesten) Aufsatzes lautet, stellt sich zunächst als die Frage nach der Identität und Integrität des Subjekts, dem Selbstbestimmung und freie Wille im klassisch-idealistischen Sinne nicht mehr zugemutet werden darf. Freud entwirft ein Bild des Menschen, wo einerseits Triebe mitspielen, andererseits Verdrängung, Kultur und Gesellschaft den Bereich seiner Souveränität einschränken. So stellt sich die Frage: „Wenn unser Haus als gewohnter Ort des Wohnens des Beisichseins und des Wissens-was-man-tut, ebenso ein Haus des Schreckens ist, des Unheimlich-Heimlichen – wie kann das Glück als höchstes Gut gewonnen werden?“ (212). Der Übergang zu Musils Ansatz einer „schöpferischen Ethik“ erfolgt über eine kurze Darstellung seiner Positionen der Psychoanalyse gegenüber, dann werden einschlägigen Passagen des Roman zitiert, die seine distanzierte Haltung belegen. Des Weiteren wird die Szene vorgeführt, wo Ulrich sein Haus einrichtet und keinen Halt, keine Identität aus gewohnten Lebensformen abzugewinnen vermag – die Erfahrung der Kontingenz

wirkt in die Sphäre des Moralischen hinein und: „Natürlich hängt das Problem der Ethik und damit des moralisch-praktischen Handelns des Menschen mit dem Ich und dem Bewusstsein zusammen“ (218). Am Beispiel Moosbruggers wird die Frage nach der Identität weiter erläutert, die sich nunmehr als bloß institutionelles Konstrukt „zersetzt und zugleich konstituiert“ (219), als die disziplinären Gewalten der Justiz, der Medizin und der Medien sie „objektivieren“, d.i. zu ihrem Objekt machen. „Der zweite Teil bringt allenfalls tastende Versuche zum Thema des ‚anderen Zustands‘ und einer Ethik des Nicht-Ratioiden bei Musil, die mich heute nicht mehr zufrieden stellen.“ (12) – wie der Verfasser selber anzeigt. Die abschließenden Passagen kreisen um die Fragen einer wahrhaft lebendigen Ethik, wie sie bei Musil in Gegensatz zum konventionellen Moral erfasst wird: „Der Bereich der Ethik [ist] für Musil der einer Transzendenz, die mit dem ‚anderen Zustand‘ aber auch mit der Dichtung zu tun hat.“ (221). Dieser Zusammenhang von Ethik und Ästhetik wird nur angedeutet, und auf eine sublim einführende Weise der „passive[n] Phantasie unausgefüllter Räume“, also dem Bereich des *Essayismus* als erlebnishafte Denk-Art zugewiesen. „In ihm allein bewahrt und bewährt sich ‚Freiheit‘“ (223).

Die deutlich politisch-historische und ideologiekritische Orientierung des Verfassers<sup>82</sup> bewirkt eine Beschrän-

<sup>8</sup> Zunächst auch an seiner Mitarbeit am 37. Band der Musil-Studien ersichtlich: „Terror und Erlösung“ (2009), der auch seinen hier mit aufgenommenen Aufsatz „Anderer Zustand / Ausnahmezustand“ enthält.

kung und eine Ausweitung der Perspektiven zugleich. Literaturexterne Gesichtspunkte treten hinzu, deshalb findet das Literarische an und für sich manchmal allzu wenig Beachtung. Fiktion, Narration, poetische Gestaltung sowie die komplexe Ontologie des Gesagten, d.i. die Diskurspluralität im Romantext werden mehr oder weniger ausgeklammert. „Das Werk und sein Autor kommen sozusagen erst an zweiter Stelle; Vordergründig steht das Werk an erster; aber ich ziele gleichsam durch es hindurch auf das Problem und die Sache[...]“. (7) Wie oben mehrmals erwähnt wurde, leitet die Untersuchungen ein externes Motiv, die Deutung Musils Textes ist somit kein Selbstzweck: Es dient dem Weltverständnis, von der Annahme ausgehend, dass „Musil zu den Problemen unserer Zeit Maßgebliches zu sagen hat, dass man von ihm viel lernen kann.“ (7) Dass Hans-Georg Pott Inhalte expliziert (rekonstruiert), die dann in theoretisch relevanten Kontexten kritisch dargestellt werden, erfüllt übrigens ziemlich genau Musils Forderung nach dem „bewußt Ideographischen“ und dem „wesentliche[n] Sachwert“, der angeblich „vernachlässigt“ werde.<sup>9</sup> In diesem Buch spürt man wohl, dass Musils Konzepte (des anderen Zustandes, der Neuordnung des Geistes, der Synthetik von Gefühl und Verstand u.a.) nicht im luftleeren Raum hingen, ihr Kontext nicht auf ein rein Ästhetisches

beschränkt werden darf. Ihnen wohnt eine kritische Potenz inne: und demgemäß dürfen sie mit anderen (zeitgenössischen oder eben nicht) gedanklichen Konstrukten in Verbindung gebracht werden: sie lassen sich an diesen messen, dürfen kritisch beurteilt werden, mehr noch, fordern diese kritische Perspektive selber – mit einem Wort sind *diskursiv*. Sie haben einen Bezug zum Heute: „Wozu sonst sollten wir Literaturwissenschaft betreiben?“ (8) lautet Potts Frage im Vorwort.

Bedenkenswert wäre aber in dieser Hinsicht auch die Frage, ob dieser starken Lesart dann nicht gerade das Wertvollste am essayistischen Denken Musils zum Opfer fällt, nämlich ihre Offenheit. Potts durchwegs spannende Ausführungen gleiten nicht selten ins pur Affirmative ab. Musils Autorität und Voraussicht wird behauptet, bewiesen und bezeugt – und dieses Argumentationsschema wirkt manchmal eben allzu überzeugend. Reflexiv gewendet: Die relative Geschlossenheit der Interpretation entsteht vor einem prinzipiell absolut offenen Horizont, die Selektion und Kombination der Themen ist somit *kontingent und gefühlsmäßig*. Das liegt aber im Unternehmen selber, will man essayistisches Denken essayistisch darstellen – „[...] getragen von der Überzeugung, dass die Stiftung eines Gesprächs, die *concurso* verschiedener Diskurse, gelegentlich zur Erkenntnis einer Sache et was beiträgt.“ (209).

<sup>9</sup> Robert Musil: Das hilflose Europa. In: Ders. Gesammelte Werke. (Hg. Adolf Frisé) Reinbek bei Hamburg 1978, Bd. 8. S. 1130.

